

Lebenslaufbeschreibung
des
Hofbesitzers Heinrich Meyer
in Stedorf, Haus Nr. 11





Heinrich Meyer¹, ca. 1895

Handkolorierte Photographie von J. Bornemann, Verden/Aller, Privatbesitz

¹ Der volle Taufname lautet: Heinrich Friedrich Meyer

Lebenslaufbeschreibung
des
Hofbesitzers Heinrich Meyer
in Stedorf, Haus Nr. 11

Mit Kommentaren und Ergänzungen von
Heinz-Dieter Böcker

Vorwort des Herausgebers

Diese Veröffentlichung beruht auf einem Text, den Heinrich Friedrich Meyer (* 10.7.1841, † 11.8.1913) etwa im Jahre 1911 verfasst hat. Erhalten ist eine mit Schreibmaschine geschriebene Fassung, deren Seiten zu einem Heft gebunden sind. Sie befindet sich in Privatbesitz. Ob sie von Heinrich Friedrich Meyer selbst mit der Maschine geschrieben wurde oder ob sie eine (spätere) Abschrift eines von ihm erstellten handschriftlichen Manuskripts darstellt, ist unbekannt.

Die Episoden des lebendig geschriebenen und von persönlichen Eindrücken geprägten Textes beleuchten schlaglichtartig das Leben in Stedorf in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie kolorieren gewissermaßen die – sonst nur aus trockenen Akten rekonstruierbaren – Lebensumstände. Der Text ist vor allem eine wertvolle Quelle zur Lokalgeschichte von Stedorf und Dörverden. Wir haben uns daher erlaubt, ihn für diese Veröffentlichung zu kürzen. Das Original enthält am Ende eine detaillierte Beschreibung eines herrschaftlichen Gutes an der Ostsee.

Um die Lesbarkeit des Textes zu erleichtern, haben wir den Text hinsichtlich Zeichensetzung und Wortstellung behutsam dem heutigen Standard angenähert, dabei aber im Zweifel die stilistischen Eigenheiten des Autors beibehalten. Um das Verständnis zu erleichtern, haben wir den Text sparsam kommentiert. Auch die Bilder wurden von uns ergänzt.

Dafür, dass Elisabeth Voigts, Großnichte von Heinrich Friedrich Meyer, den verschollen geglaubten Text aufgespürt und uns auf ihn aufmerksam gemacht hat, gilt ihr unser aufrichtiger Dank.

Heinz-Dieter Böcker

Herausgeber: Ehmken Hoff e.V., In der Worth 11-15, 27313 Dörverden

Juli 2013

Lebenslaufbeschreibung des Hofbesitzers Heinrich Meyer in Stedorf, Haus Nr. 11

Familienverhältnisse

Ich wurde als einziger Sohn, nebst vier Geschwistern am 10. Juli 1841 zu Stedorf auf der Halbmeierstelle Haus Nr. 33² geboren. Verheiratete mich mit Dorothea geb. Clausen, verwitwete Kedenburg am 18. März 1873. Dieselbe ist geboren den 6. Februar 1846 auf dem Hofe Haus Nr. 17³, jetzt Hs. Nr. 34⁴ hierselbst.

Mein Vater Johann Heinrich Meyer ist geboren den 18. März 1802 auf der Brinksitzerstelle Hs. Nr. 54⁵ hierselbst, jetzt Block, nebst 5 Geschwistern.

- 1) Johann war verheiratet mit Margarethe Fiddelke Hs. Nr. 15⁶ hierselbst.
- 2) Margarethe mit Precht, in zweiter Ehe mit Anton Meyer Hs. Nr. 87⁷ hierselbst.
- 3) Marie mit Kötner Döpken in Dedendorf.
- 4) Anna mit Gastwirt Hittmeyer, in zweiter Ehe mit Fricke in Dörverden⁸.
- 5) Louise mit dem Halbmeier Grefe⁹ hierselbst.

Meine Mutter Dorothea geb. Seegelke aus Dörverden war geboren im Jahr 1806, verheiratete sich mit meinem Vater 1830. Aus der Ehe gingen 5 Kinder hervor.

Meine Geschwister:

Außer mir

- 1) Margarethe, geboren den 15. Juli 1832¹⁰, verheiratet mit dem Mühlenbesitzer Fritz Loges in Dörverden in zweiter Ehe mit Heinrich Gode aus Nordsulingen.
- 2) Marie, geboren den 21. Januar 1834, verheiratet mit Halbmeier Heinrich Höltje Hs. Nr. 5¹¹ hierselbst.
- 3) Eleonore, geboren den 24. Oktober 1843, verheiratet mit Hermann Heinrich Clasen Hs. Nr. 12¹² hieselbst.

2 Am Buerbrink 12

3 Alte Reihe 13

4 Neue Reihe 1

5 Buschmeyerstr. 10

6 Große Straße 101

7 Große Straße 146

8 Kirchstraße 19

9 Alte Reihe 16

10 Korrekt wäre: 15. Juni 1832

11 Alte Reihe 7

12 Große Straße 87

4) Dorothea¹³, geboren den 2. April 1847.

Meine sämtlichen Geschwister sind in einem Alter zwischen 60 und 70 Jahren gestorben.

Großmutter Anna Ilse Wilhelmine ist geboren 1779 und ist gestorben 64 Jahre alt 1843. Dieselbe war eine geb. Burdorf, von dem einstelligen Hofe Borstel, Gemeinde Geestefeld. Die beiden haben sich geheiratet den 3. November 1800.

Weiter konnte ich den Stammbaum nicht verfolgen und habe ich es oft bereut, dass ich in meinen jungen Jahren niemals nachgefragt, was mein Urgroßvater gewesen¹⁴. Mein Großvater war Zimmermann und es sind noch mehrere Wohnhäuser hier im Orte, die von demselben gebaut sind. Auch mein Vater war Zimmermann, bis er 1832 die Ehmke Halbmeierstelle Nr. 33 im Concursewege kaufte. Mein Vater Johann Heinrich Meyer starb am 24. April 1873 morgens 4½ Uhr an Altersschwäche sanft und ohne Leiden in einem Alter von 71 Jahren 1 Monat und 6 Tagen. Er war vernünftig und sprach bis an sein Ende. Meine Mutter Dorothea, geb. Segelke aus Dörverden starb am 19. November 1879 mittags 12 Uhr in einem Alter von 73 Jahren 6 Monaten und 15 Tagen. Sie litt zuerst an der Lungenkrankheit, in den letzten 14 Tagen trat Wassersucht hinzu. Ihre letzten Worte richtete sie an mich, indem sie sagte: O Heinrich hilf, jetzt wird es ganz schlimm! Und nach 5 Minuten war sie eine Leiche. Ihr Ehestand hat 43 Jahre gedauert.

Meine Ehefrau Dorothea Clausen war in erster Ehe verheiratet mit dem Halbmeier Wilhelm Kedenburg hierselbst im Jahre 1868. Ihr Ehemann verstarb aber schon nach vier Jahren am 17. August 1872. Da die Ehe kinderlos blieb, fiel ihr die Stelle Hs. Nr. 11¹⁵ laut Ehestiftung zu.

Mein Sohn Diedrich Meyer¹⁶ ist geboren am 14. Mai 1866 und ist von uns am 29. Oktober 1878 laut gerichtlicher Urkunde adoptiert worden.

Die Ehe mit meiner Frau blieb kinderlos.

Erinnerungen aus meinen Schuljahren

Nachdem ich noch nicht ganz 5 Jahre alt war, wurde ich von meinen Eltern zur Schule geschickt, das heißt, nicht zur Gemeindeschule, sondern nach einer Privatschule, denn nach der Gemeindeschule musste man 6 Jahre alt sein. Hier in Stedorf war eine alte Frau, welche ihr Brot mit Unterricht im Buchstabieren und Lesen und mit Wollspinnen verdiente. Diese Person musste uns nun die erste Schulweisheit beibringen. Aber es war nicht leicht, uns zu bewegen, nach der Schule zu gehen. Ich wollte wohl hin, aber mein Nachbar und täglicher Spielcolleague im gleichen Alter, Hermann Heinrich Lüders, ließ sich durchaus nicht bewegen, zur Schule zu gehen, und was der eine

13 Margarethe Dorothea Elisabeth Meyer heiratete 1871 den Vollmeier Johann Heinrich Twietmeyer aus Hassel.

14 Auch Urgroßvater, Ururgroßvater und Urururgroßvater waren von Beruf Zimmermann.

15 Große Straße 81

16 Hermann Heinrich Diedrich Meyer war unehelicher Sohn von Heinrich Friedrich Meyer und Marie Sophie Dorothea Elisabeth Burdorf aus Geestefeld.

wollte, wollte auch der andere. Schließlich fassten wir einen Plan, mein Freund L. hatte einen mittelgroßen Hund, Pollo genannt. Die Farbe war grau, mit kurz abgehackter Schwanzrute. Wenn er diesen Hund mit zur Schule haben sollte, dann wollten wir hin. Dies wurde ihm genehmigt. Und nun zogen wir beide mit Pollo am Strick mutig los nach Schulmeistersmuttern. Dort angekommen, waren die meisten Kinder schon da, ca. 20 Stück. Schulmeisters Mutter saß wie immer hinterm Rade und spann Wolle, den Haspel bei sich stehen. Mein Freund Lüders band nun seinen Pollo an den Haspel. Eine Zeitlang ging es ganz gut und dann bekam mein Freund Streit mit einem anderen Jungen und prügeln sich die beiden. Wie Mutter das sah, kriegte sie die Ruthe, doch mein Freund kam ihr zuvor, riss die Schultür auf und stürmte davon, Pollo mit dem Haspel hinter ihm her, welcher dann am Dossel¹⁷ sich festhakte und zerbrach. Noch ein anderes Concertstück. Wer in der Schule nicht aufpasste, unartig oder sonstwas war, bekam Schläge, aber meistens wurde man von ihr ins Ohr gekniffen, wo dieses nichts fruchtete, wurde man in ihre Kammer eingesperrt. Eines Tages hatte sie auch wieder so einen unartigen Bengel eingesperrt. Es dauerte aber nicht lange, da schlug er unaufhörlich an die Tür und rief: „Schaulmesters Mutter, wenn du mi nich rutlässt, frät ik di all dat Knippels ut.“

Obleich ich damals erst 5 Jahr alt war, sind mir diese Sachen stets in frischer Erinnerung geblieben. Auch weiß ich genau, da damals 1846/7 die Bahn von Hannover nach Bremen gebaut wurde, wie der erste Zug kam. Unzählige Male sind wir von der Schule nach der Bahn gelaufen, denn es hieß immer, heute kommt der erste Zug, aber immer vergeblich. Wie derselbe zuletzt kam, lief das ganze Dorf hinaus nach der Bahn, denn keiner hatte jemals einen Eisenbahnzug gesehen, ich weiß noch, dass die Maschine bekränzt war.

Nachdem ich nun meine Erinnerungen an meine ersten Schuljahre hier dargelegt habe, möchte ich doch nicht daran vorübergehen, nochmals Schulmeisters Mutter, wie man sie nannte, zu erwähnen. Diese Person, welcher ich stets ein ehrendes Andenken bewahrte, war wie kaum eine andere Person befähigt, den Kindern das Lesen in verhältnismäßig kurzer Zeit zu erlernen, obgleich sie meistens ihr Spinnrad dabei drehte.

In der Gemeindeschule

Wie ich nun 6 Jahre alt geworden, musste ich zur Gemeindeschule. Der Lehrer hieß H. Göbbert und stammte aus Windhorst, Kreis Hoya. Die Schule war einklassig und mit etwa 100 Kindern besetzt. Dieser Gang wurde mir nicht so schwer wie das erste mal nach Schulmeisters Muttern. Es kam wohl daher, dass die Schule Nachbarhaus von uns war und der Schulmeister vielfach bei uns verkehrte und ich denselben schon kannte. Zweitens aber auch, wie sich ein so 6 jähriger Junge oftmals in den Kopf setzt, was er nicht schon alles kann, und so ging es auch mir, und ich muss sagen, dass ich in einem Falle damals schon was konnte, das war im Lesen. Am ersten Tage in der Schule waren wir nur Zuhörer. Am zweiten Tage kamen wir neuen ABC Schützen auch an die Reihe. Der Lehrer frug, wer von uns die Buchstaben kannte, oder

¹⁷ Türpfosten der großen, zweiflügeligen Haustür.

schon Buchstabieren könnte. Ich stand auf, meiner Weisheit bewusst und sagte: O Herr Göbbert, was denken Sie, darüber sind wir schon lange weg (oder ähnliches), sollen wir mal lesen? Der Lehrer lachte und sagte zu mir, dann fang du mal an. Ich las ohne zu stümpern, aber auch ein paar von meinen Kollegen konnten lesen und zeigten, dass wir keine ABC Schützen mehr waren. Während des Lesens ist mir noch heute in frischer Erinnerung, dass der Lehrer fortwährend lachte, ein Zeichen, dass er mit uns zufrieden war.

Ein Jahr später, 7 Jahre alt, hatten wir in der Woche je eine Stunde Hystorische Geschichte zu lesen, wozu die besten Leser in der Schule ausgesucht wurden,. Die anderen mussten zuhören und nachher darüber antworten. Unserem Lehrer kam es vorzüglich darauf an, wie die Betonung beim Lesen war. Darauf wurde damals viel gehalten, und zu diesen besten Lesern wurde auch ich ausgewählt, 7 Jahre alt. Ich erinnere mich noch, dass er sagte, ich könnte am besten nach dem Ton lesen, ohne mich dabei rühmen zu wollen. Was damals vorzüglich in der Schule gelernt wurde, war: Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, auch Auswendiglernen. Wie wir zur Prüfung nach dem Superintendenten in Hoya mussten, sollte ein jeder Konfirmand 60 Gesänge frei aus dem Kopfe hersagen können. Obgleich wir sie alle gelernt hatten, haperte es doch damit. Alle anderen Sachen wie Deutsch und Geographie usw. fanden wenig Beachtung. Solange der Kirchhof bei der Kirche in Gebrauch war, wurden die Leichenreden in der Kirche gehalten. Wir Schuljungen mussten mit dem Lehrer die Leiche wegsingen. Erst wurde bei dem Sarge im Hause, wo die Leiche war, gesungen und wir bekamen einen grossen Kringel (Gebäck). Den brachten wir erst zu Hause und dann sangen wir, vor dem Leichenwagen hergehend bis zum Wasserfall (jetzt Maler Heims)¹⁸. Hier kam uns der Küster aus Dörverden mit seinen Kindern entgegen und wir sangen dann gemeinschaftlich bis zum alten Kirchhof und am Grabe. So habe ich manche Leiche wegsingen helfen.

Der neue Kirchhof wurde eingeweiht am 23. Juni 1865. Die erste Leiche darauf war Häusling Fritz Grefe sein Kind aus Stedorf. Von da ab hörte das Singen bei Leichenbegräbnissen auf und die Leichenrede fand am Grabe statt.

Die Woche vor Weihnachten mussten wir Schuljungen in jedem Hause einen Weihnachtsgesang oder Weihnachtslied singen. Der Schullehrer, aber immer einige Häuser zurück, kam hinter uns her und zog seinen Zins dafür ein. Wenn ich nicht irre, bekam er von den Bauern 50 Pfennig und von den anderen 25 Pfennig dafür. Wir Jungens kriegten dann freiwillig Aepfel, Bratbirnen, Zwetschen dafür, worüber wir uns sehr freuten. Wo es viel gab, sangen wir einen Vers mehr. Ich will nicht verkennen, dass ich in meinen Schuljahren auch manchem losen dummen Jungensstreich zugänglich war, aber keine böswilligen Absichten dabei hegte. Wir Jungens hatten damals eine Federspule und eine Wurzelscheibe. Die Spule wurde durch die Wurzelscheibe gestochen und ein Pfropfen saß in der Spule, so wurde auch das untere Ende, ein Wurzelpfropf eingeführt und die Waffe war fertig, nachdem die Pfröpfe mit einem Stoß von einem Stock weggeschossen wurde. Kurz vor Schluss der Schule machte ich meine

18 An der Ortsgrenze von Dörverden und Stedorf, heute etwa Große Straße 69.

Waffe unter dem Tisch schon fertig, denn sobald wir aus der Schule waren, ging Bombardement mit den Wurzelpfropfen unter uns los, hatte dabei aber das Unglück, dass ich den Stock zu weit in die Spule stach. Auf einmal knallte es los und traf meinen Lehrer grade an das Ohr, dieser drehte sich um und verhaute mich dann aber ordentlich, welches ich auch wohl verdient, aber unfreiwillig geschehen war.

Auf ein ander mal hatte ich ebenso großes Pech, es war in der Abendschule. Unser Lehrer war ein leidenschaftlicher Raucher und rauchte stets in der Abendschule seine lange Pfeife. Beim Schreiben ließ er uns oftmals allein und ging in seine Stube, dies geschah auch an dem fraglichen Abend. Wie derselbe nun eben die Schule verlassen hatte, sagten die anderen Schüler, weil ich den obersten Platz in der Schule inne hätte, möchte ich auch mal den Schulmeister spielen. Sofort sprang ich auf, nahm dem Lehrer seine lange Pfeife und seinen Stock in die Hand und paffte ordentlich los, fing nun aber an zu examinieren, stellte Rechenexempel und allerlei Fragen an meine Schüler und drohte jedem mit dem Stocke in der Hand, wer es nicht könnte, dem würde ich einen rüberhauen, indem ich stets dicke Rauchwolken vor mir hinblies. Ganz unerwartet und ohn dass ich es geahnt, stand nun plötzlich mein Lehrer neben mir, nahm mir Stock und Pfeife aus der Hand und verhaute mich ordentlich. Das Schlimmste dabei war, dass ich die Schläge, die ich an meine Schüler austeilen wollte, nun selber bekam, was dieselben mir nachher immer vorhielten.

Bei Halbtagschulen im Sommer habe ich einige Jahre die Privatschule in Dörverden besucht, welche von dem 2. Lehrer Herrn Varrelmann gegeben wurde.

Ostern 1855 wurde ich in der Kirche zu Dörverden von Pastor Hartwig konfirmiert.

Dies sind nun meine Erinnerungen aus meinem Schulleben, welche vielleicht etwas romantisch klingen, aber der Wahrheit entsprechen.

Erwähnen will ich noch, dass in meinen ersten Schuljahren noch mit der Gänsefeder geschrieben wurde, wo die Lehrer viel mit dem Schneiden der Federn zu tun hatten. 1850 wurde die Stahlfeder in unsere Schule eingeführt. Mein Lehrer Heinrich Göbber war 1840 als Lehrer nach Stedorf gekommen und ist 1882 pensioniert nach 42 jähriger Dienstzeit. Er starb 91 Jahre alt¹⁹ am 16. Februar 1887.

Ausser der Schule

In den Schulferien, welche damals acht Wochen dauerten, und zwar im ungetrennten Zusammenhange, mussten wir Jungens dann immer Kühe hüten auf den großen Wiesen²⁰ und im Bruche und auch wohl auf den Stoppeln. Hatten aber auch die Aufgabe, jeden Tag ein Buch mitzunehmen und zu lernen, wobei uns der Lehrer aber immer revidierte. Wenn wir denselben kommen sahen, machten wir unser Buch auf und lernten. Wer sein Buch vergessen hatte, versteckte sich solange bis er wieder weg war. Ganz viel Zweck hatte das Büchermitnehmen nicht, wohl für die fleissigen, aber nicht für die faulen Schüler. Viele dumme Streiche wurden beim Hüten der Kühe

19 Korrekt wäre: 89 Jahre, 10 Monate

20 Die „Großen Wiesen“ liegen an der östlichen Grenze der Stedorfer Flur.

auch von uns gemacht. So suchten wir im Feld recht dicke Kartoffeln, hölten diese aus und der Pfeifenkopf war fertig. Von einem Bohnenfeld holten wir eine Bohnenstange, schnitten die vor dem Knoten ab, stachen diese in den Pfeifenkopf und die Pfeife war ganz fertig. Als Tabak suchten wir den roten Hinnerk²¹, trockneten denselben und dann ging das Rauchen los, was uns aber mitunter schlecht bekam, mussten uns übergeben und waren so krank dabei und doch wurde es noch immer wieder versucht. So gern ich mich mit Freuden dieser Jugendjahre erinnere, so gedenke ich auch der Leiden, die mir oft bevorstanden. Ich hatte den Auftrag von meinem Vater erhalten, mit den Kühen nicht vor Abend nach Hause zu kommen, auch bei dem schwersten Unwetter nicht. Wie viele schwere Gewitter habe ich oftmals ganz allein $\frac{3}{4}$ Stunde vom Hause entfernt bei meinen Kühen ausgehalten. Wo die Blitze unaufhörlich herniederzüngelten und der Donner furchtbar krachte, stand ich mitten auf der Wiese bei meinen Kühen, bei strömendem Regen, bis auf die Haut durchnässt, aber ich hielt aus bis zum Abend.

Aus dem Leben meinen jungen Jahre

Als ich aus der Schule entlassen, wurde ich von meinen Eltern zu allen landwirtschaftlichen Arbeiten benutzt, woran ich aber auch schon in meinen Kinderjahren teilnahm. Meine Hauptarbeit war, mit den Pferden zu arbeiten, denn mit 12 Jahren wurde ich schon allein mit einem Pferde aufs Feld geschickt, um zu streken (Stoppel flach zu stürzen). Die Pferde waren damals aber so schlecht im Futter, dass man kein Angst für Weglaufen zu haben brauchte, sondern oftmals vor dem Pflug müde wurden. Wir hatten damals 4 Pferde und den sichersten davon bekam ich, was mir gar nicht angenehm war, denn als 14 jähriger mutiger Junge hätte ich gern die jüngsten schnellsten Pferde gehabt.

Das Ackergerät war damals ganz betäubend, es gab noch Wagen mit hölzernen Achsen, sogenannte Lünzwagen. Auch das Pfluggeschirr war nicht besser, die Pflugrenne war bis auf die Achse ganz aus Holz, der Pflug mit dem hölzernen Riester wollte nicht löschen, so konnte der Acker auch damals nicht so gut verarbeitet werden wie heute. Von meinem 15 Lebensjahre an musste ich an den schwersten Arbeiten teilnehmen, auch beim Mähen. Da mein Vater von Jugend auf an schwere Arbeit gewöhnt gewesen, verschonte er auch seine Kinder nicht. So ging es denn des morgens 1½ Uhr los nach dem Grasmähen, der Nachtwächter musste dann jeden, der Grasmähen wollte, im Dorfe wecken. Es wurden soviel Leute hingeschickt, dass die Wiese an einem Morgen niedergelegt wurde. Um 6 Uhr wurde gefrühstückt, dann gab es ein schönes Stück Schinken und Butter und Brod, ich erinnere mich heute noch daran. Niemals hat mir das Stück Schinken oder Speck so gut geschmeckt, wie damals beim Grasmähen. Bis zehn Uhr wurde dann wieder gemäht und dann ging es nach Hause. Mähmaschinen gab es damals noch nicht, ebensowenig Heurechen oder Heuwender. Die Tagelöhner bekamen damals, wenn sie des morgens Grasmähen halfen, 50-60 Pfennig.

21 Jakobs-Greiskraut (auch Jakobs-Kreuzkraut genannt), enthält giftige Alkaloide.

Des Morgens wurde um 4½ Uhr aufgestanden, das Mädchen ging dann nach der Weide zum Melken. Die Milch wurde aber nicht mit einem Jöck und 2 Eimern auf den Schultern getragen, sondern mit einem Stabben (oder Aemmerchen) auf dem Kopf, freilich mit weicher Unterlage (Waselken) getragen. Jeder hatte in seinem Stabben ein hölzernes Kreuz oder Teller liegen, damit die Milch sich beim Gehen nicht so bewegen konnte. Die Mädchen gingen dann das Dorf entlang, nahmen ihren Stabben unter den Arm und das hölzerne Kreuz zur Hand und trommelten die schönsten Melodien und Märsche, worin sie sich förmlich überboten. Der Zweck des Trommelns war eigentlich der, diejenigen die noch in den Federn lagen, zu wecken. Im Herbst wenn die Kühe auf den großen Wiesen gingen, war es des Morgens im Holze sehr dunkel. Die Wartestation war an der Eisenbahn, von da ging es dann gemeinschaftlich hin, das Melken zu besorgen, wobei dann aber oft auf dem Gange die schönsten Lieder gesungen wurden. Auf dem Rückwege ging es oft nicht so lustig zu und kamen mitunter weinend nach Hause. Beim nassen Wetter glitschten dieselben dann oftmals aus und warfen dann die Milch auf den Weg oder in den Graben. Auf halbem Wege standen Milchpfähle mit zwei Armen, welche vorne auseinandergingen, hier konnten sie die Milch absetzen und sich ausruhen. Diese alte Sitte, das Tragen der Milch auf dem Kopfe, wollte erst gar nicht abnehmen und geschah erst in den Jahren 1860-70.

Arbeiten des Morgens vor dem Essen

Nach dem Aufstehen des Morgens mussten wir die Pferde füttern, aufschirren und alles andere fertig machen, dann musste man Häckerling schneiden für die Pferde, aber nicht wie jetzt mit der Maschine, sondern mit einer kleinen Handhackerling-Lade, wie man dieselbe auch heute noch zum Grünschneiden benutzt. Im Winter wurden des morgens vor dem Essen 6 Lagen mit der Flegel gedroschen, dann das Korn gereinigt, aber nicht mit der Kornreinigungsmaschine, die gab es damals noch nicht, sondern mit der Wurfschaufel, womit das Kaff entfernt wurde. Dann wurde das Korn mittels eines kleinen runden Handsiebes gesichtet. Beides erforderte eine besondere Fähigkeit und Uebung. Wenn diese Arbeit vollbracht, dann verlangte der Magen sein Recht und es ging zum Essen, aber nicht zum Kaffee wie heute, denn der Kaffee wurde damals viel zu leicht befunden bei der schweren Arbeit. Als Curiosum möchte ich hier einen Fall aus meinem jungen Leben anführen, um zu zeigen, dass auch damals lose Bubenstreiche ausgeführt wurden, obgleich ich direkt dabei nicht beteiligt war. Wir hatten hier einen gestrengen, dabei sehr überspannten Nachtwächter, der glaubte, die ganze Polizeigewalt lag des Nachts in seinen Händen. Wenn nun des Abends nach 10 Uhr die jungen Leute noch auf der Strasse waren, vertrieb er sie und sprach: Kraft meines Amtes befehle ich euch, die Strasse zu verlassen. Lange war nun schon von uns jungen Leuten darüber nachgedacht, wie dem Nachtwächter dafür, dass er uns immer von der Strasse vertrieb, einen auszuwischen war. Endlich war nun ein Plan erfunden. Es wurde eine lange Leiter an die mit Stroh gedeckte Scheune des Hofbesitzers Deike²² gesetzt. Aber auf dem anderen Ende der Scheune auf der gegenüber-

22 Stedorf Nr. 7 (heute Alte Reihe 29)

liegenden Seite, wo sie vom Nachtwächter nicht gesehen werden konnte, wurde auch eine Leiter gesetzt. Einer von den jungen Leuten stieg nun auf die Scheune, die anderen machten nun einen Heidenspektakel auf der Straße, es dauerte auch nicht lange, da war der Nachtwächter da. Ganz in der Nähe versteckten sich die jungen Leute. Der oben auf dem Dach kröhlte und johlte ruhig weiter. Der Nachtwächter forderte nun denselben kraft seines Amtes, sofort herunterzukommen. Dieses Wort wurde mit Hohngelächter empfangen. Durch die schnodderigen Redensarten dieses Bengels wurde er nun so gereizt und in Wut gesetzt, dass er die Leiter bestieg, um den Bengel herunter zu holen. Wie derselbe oben war, wurde schnell die Leiter weggenommen. Der andere lief auf der anderen Seite nun herunter, auch die Leiter wurde weggenommen und der Nachtwächter saß oben und konnte nicht wieder herunter. Er konnte sich nicht anders helfen, als dass er sein Horn nahm und blies immer Feuer. Die Leute kamen aus den Betten, rannten hin und her und jeder frug: wo ist das Feuer, kein Feuer-schein war zu sehen. Zuletzt ging man dahin, wo der Nachtwächter noch immer blies. Allgemeines Erstaunen, der Nachtwächter saß mit Mantel und Horn oben auf dem Dache und konnte nicht herunter, die Leute wussten anfangs ja nicht, wie der Mensch dahin gekommen war. Aber der Plan von uns jungen Leuten war geglückt.

Lustbarkeiten und Vergnügen

Weil ich in meinen jungen Jahren immer gesund war, hatte ich auch Lust am Leben und beteiligte mich an allen Tanzbelustigungen, gesellschaftlichen Versammlungen usw. Musste aber bei allen Vergnügen immer Maß halten im Geldausgeben, wie im Trinken, ohne geizig zu sein. Schnaps habe ich in meinem Leben wenig oder gar nicht getrunken, nur bei Tanzlustbarkeiten, wo es nicht anders ging. Aber nie habe ich im Hause oder bei der Arbeit Schnaps getrunken. Die Sage von Leuten, dass der Schnaps bei der Arbeit gesund sei, gehört in das Reich der Fabeln. Im Sommer, wenn die Sonne glühend heiß schien, bekamen wir beim Mähen Schnaps mit auf das Feld. Ich habe aber bei der Arbeit nie welchen getrunken und habe gefunden, dass meine Mitarbeiter eher müde wurden wie ich, konnten es mit mir nicht halten, obgleich dieselben sonst kräftiger waren wie ich. Deshalb habe ich das Branntweintrinken auch stets verdammt. Wie mancher blühende junge Mensch dieser Gemeinde ist daran zu Grunde gegangen. Aber auch die finanziellen Verhältnisse litten immer schwerer dadurch.

Im Jahre 1848 baute mein Vater eine neue Scheune, ein großes Richtfest wurde gefeiert, am Tische saß ich zwischen erwachsenen jungen Leuten, welche mir fortwährend zutranken, und ich, damals 7 Jahre alt, ahnungslos immer mittrank. Aber die Folgen zeigten sich bald. Ich wurde so krank, musste mich fortwährend übergeben, konnte nicht gehen und stehen, hatte mich dann in den Schafstall gekrochen, wo man mich dann später bewusstlos auffand, mitten unter den Schafen. Ob dieses dazu beigetragen hat, dass ich später stets ein Feind vom Schnapstrinken gewesen, ist mir nie recht klar geworden. Wie schon Anfangs berichtet, hat es mir in meinen Schuljahren beim Rauchen ebenso schlecht ergangen, welches aber nichts geholfen hat, denn ich bin in

meinem Leben vorzüglich in späteren Jahren, stets ein leidenschaftlicher Raucher gewesen. Oeffentliche Tanzlustbarkeiten gab es in meinen jungen Jahren sehr wenig. Erntebier und Fastnachtbier, welche aber stets zwei Tage dauerten, waren die Hauptbelustigungen und dann auch mal an ein paar Festtagen. Die Alten hatten dann noch im Winter einen sogenannten Bauernball, wo aber keine jungen Leute zugelassen wurden. Die jungen Leute tanzten dann aber fast jeden Sonntagabend nach der Ziehharmonika, nicht in der Gastwirtschaft, sondern in einem Bauernhause.

Losung und Militärsachen

Wie ich nun 20 Jahre alt war, musste ich zur Losung. Da meine Eltern mich nun nicht gut entbehren konnten, ging mein Vater und mein Nachbar Lüders sein Vater, dessen Sohn im gleichen Alter stand, nach Hoya. Dort hatte sich ein Committee gebildet, die sich verpflichteten, für jeden der festlöste und als dienstpflichtig fürs Militär ausgehoben, einen Stellvertreter zu stellen. Der Betrag, der dafür zu bezahlen war, betrug 300 M (Dreihundert M) einerlei ob man sich frei oder festlöste, dieser Betrag musste immer bezahlt werden, worauf die beiden eingingen, nachdem wir uns vorher hatten untersuchen lassen und beide für gesund erklärt wurden.

Am Losungstage hatten sich auch ein paar Commiteemitglieder eingefunden. Vor dem Losungszimmer übergaben dieselben mir und meinem Freund Lüders einen Brief und baten uns, denselben beim Losen in die linke Westentasche zu stecken. Da wir aber immer zahlen mussten, ob wir uns frei oder festlosten, gaben wir den Brief an Göbbert und Barkhaus ab. Göbbert zog die Nr. 77, Barkhaus 99, ich 887, Lüders 1059 und so hatten wir uns ohne den Brief beide freigelost und waren militairfrei, da in dem betreffenden Jahr nur bis 500 ausgehoben wurde. Die beiden obengenannten mit dem Briefe in der Westentasche mussten beide Soldat werden.

Und nun wurde das Geheimnis des Briefes eröffnet und was war darin? Ein vierblättriges Kleeblatt, welches das Glück bringen sollte, aber diesmal versagte.

Fortzug von Haus Nr. 33 nach der Mühle Nr. 93.

Im Jahre 1855 hatte mein Vater zwischen Dörverden und Stedorf unter schwierigen Verhältnissen eine neue Windmühle erbaut nebst Wohnhaus, Scheune und Stall. Damals gab es noch keine Gewerbefreiheit, und so war nicht leicht die Genehmigung dazu zu erhalten. Es gab hier damals eine alte Bockmühle, welche Dörverden, Stedorf und Umgegend mit Mehl versorgte und nun musste erst nachgewiesen werden, dass dieselbe hierzu nicht imstande war. Wieviel Himten Korn diese Mühle jährlich mahlen konnte und wieviel Himten übrig blieben. Damit dem Mühlenbesitzer Fr. Loges kein Schaden zugefügt werden konnte, wurde uns auch die Flügellän-



ge beschnitten. Die Genehmigung zur Erbauung einer Holländischen Windmühle wurde schließlich erteilt unter der ausdrücklichen Verwarnung, dass die Flügellänge nicht mehr wie 64 Fuß betragen dürfe. Einige Jahre später, als der Viehstand und das Mahlgut mehrte, bekam mein Vater schriftlich die Genehmigung, die Flügel auf 72 Fuß verlängern zu dürfen.

Wie schwierig es damals war, die Concession zur Erbauung einer Windmühle zu bekommen, geht daraus hervor, dass meinem Vater von Müller Raake in Hönisch 1000 Thaler für die Concession geboten wurden. Weil meine Schwester Margarethe inzwischen sich mit dem Müller Loges verheiratete, bekam derselbe unsere Mühle in Pacht. 1857 brannte die alte Bockmühle ab und wurde nun die jetzige Windmühle erbaut. 1858 trat mein Vater seine Mühle selbst wieder an und wir zogen nun von der Halbmeierstelle Nr. 33 fort zur Mühle. Einige Jahre betrieben wir die Mühle und die Landwirtschaft, beides, aber kaum hat wohl ein Mensch schwerer arbeiten müssen wie ich damals. Es kam oftmals vor, wenn ich mich am Tage auf dem Lande müde gearbeitet, ich auch des Nachts noch mahlen musste. Dass man auch Dampfmaschinen neben den Windmühlen hatte, gab es damals noch nicht. Nachdem wir nun die Ländereien meist verpachtet, sodass wir nur ein Pferd und 2 Kühe behielten, musste ich mich ganz der Müllerei widmen. Am Tage mahlte ich für die Kunden, des Nachts für die Mehlhändler. Es waren hier damals noch Händler, die mit Weizenmehl nach Bremen handelten. Aber niemals habe ich mich in meinem Leben stärker geärgert, wie über einen Mehlhändler, den ich hier freilich nicht nennen will. Wie manche liebe Nacht, wenn andere Leute im Schlummer lagen, habe ich für den bei der strengsten Kälte auf der Mühle gestanden, um seinen Weizen zu mahlen, und schließlich machte er Concours. Wenn man nun für solche Leute nun auch noch des Nachts, wenn andere schlummern, gearbeitet hat und keinen Lohn dafür bekommt, so wird mir jeder, der dies liest, recht geben, dass es kaum etwas ärgerlicheres gibt. Aber auch mancherlei Gefahren sind mit der Müllerei verbunden. 1872 setzte der Sturmwind des Morgens schon stark ein, dass ich genötigt war, alle Gänge vorzuspannen. Alle Segeln und Windbretter wurden weggenommen und dennoch sausten die Flügel mit karen²³ Hecken furchtbar dahin. Um nun die Mühle zum Stehen zu bringen, legte ich die Presse oder Passe, wie es damals hieß, auf. Der Sturm wurde aber mittlerweile so stark, dass auch dieses versagte. Nun blieb mir nichts anderes übrig, als die Steine von allen Gängen dicht aufeinanderzulegen und ich liess nun soviel Korn einfallen, um dieselbe damit zu halten, was aber auch nicht gelang. Dies konnte das Geschirr nicht aushalten. Kämme zerbrachen und fielen fortwährend auf mich herunter, dass ich Mühe hatte, mich davor zu retten. Die Kronspille, ein dicker Baum, worauf Stirnrad und Bunkler befestigt ist, hatte sich gedreht, als wenn man eine Weidenrute dreht, und so sauste nun das Kreuz mit der Welle allein dahin, das man kaum einen Flügel von dem anderen unterscheiden konnte. Dieses ging aber auch nicht so weiter, denn es lag die Gefahr nahe, dass die Mühle sich in Brand lief. Nun griff ich zum letzten Hilfsmittel, ich drehte die Mühle aus dem Winde, das heißt auf halben Wind, wodurch ich sie zum Stehen brachte, wobei man aber sehr vorsichtig sein muss, denn dreht man zu

23 kahl?

weit, dass der Wind hinter die Flügel fast, so dreht sich die Mühle von selbst herum und läuft verkehrt herum, und ist die Möglichkeit vorhanden, dass der Wind das Kreuz mit der Welle nach vorn heraustreibt und es zur Erde fällt. Später mussten wir einen neuen, sehr schweren Mühlstein von 6 Fuß Durchmesser auf die Mühle bringen und gerade wie wir denselben bis auf zwei Fuß hoch genug hatten, zerriss das Tau und sauste der Stein von oben herunter. Menschen wurden dabei nicht verunglückt.

Der Roggen kostete damals durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ und der Weizen 2 Thaler pro Himten. Wir bezogen unseren Roggen per Schiff von Bremen und und war es für mich nicht leicht, denselben aus dem Schiff auf einem schmalen Steg entlang und auf den Wagen und dann auf den Kornboden zu tragen, denn in jedem Sack waren zwei Scheffel²⁴ (Hannoversches Maß: 4 Himten) und 3 Spint enthalten. Ich war aber damals in meinen jungen Jahren so kräftig, dass ich einen solchen Sack frei von der Erde mir auf die Schulter legen konnte. Wie mancher junger Mensch hat sich mit den $4\frac{3}{4}$ ²⁵ Himten Säcken abgemüht. Des Abends kam immer eine ganze Truppe junger Leute auf die Mühle, jeder wollte seine Kraft zeigen und versuchten es immer wieder aber keiner konnte es mir nachmachen.

Stellübergabe und Verheiratung

Nachdem ich nun 32 Jahr alt geworden, übergab mir mein Vater im Jahr 1873 die Halbmeierstelle Nr. 33 nebst Mühle und verheiratete ich mich im selbigen Jahre mit Dorothea geb. Clausen, verwitwete Kedenburg, Hs. Nr. 11 hierselbst. Mit Uebernahme der Stelle waren auch ganz bedeutende Lasten und Abgaben von mir übernommen worden, denn ich hatte an meine vier Geschwister noch eine bedeutende Kapitalabfindungssumme zu zahlen, worüber ich auf einem anderen Blatt berichten werde. Auch auf der Stelle Nr. 11 waren Schulden vorhanden, das Land war bei Uebernahme der Stelle fast alles verpachtet und war fast gar kein Inventar da. Ich übernahm ein Pferd und zwei Kühe, so ging es auch mit der Stelle meiner Frau, auch die war meistens verpachtet. Mit dieser Schuldenlast zu arbeiten, war für mich nicht leicht und ist mancher Schweißstropfen gefallen, bevor wir uns etwas erholen konnten. Nach zwei Jahren verkaufte ich die Mühle, nach vielem Widerstreben meiner Mutter, die noch lebte, an Hermann Geils aus Wechold, jetzt Fr. Geils, also 1875, nachdem ich kurz vor der Uebergabe noch das Unglück hatte, dass sich das Halsband von der Zwickstelle löste und die ganze Zwickstelle mit dem Müllergesellen zur Erde fiel, jedoch war der Müllergeselle unbeschädigt geblieben.

24 Scheffel \approx 62,3 Liter, Himten \approx 31,152 Liter, Spint \approx 7,7879 Liter

25 $4\frac{3}{4}$ Himten \approx 155,72 Liter

Fortzug von der Mühle nach der Kedenburgschen Stelle Nr. 11



Stedorf, Nr. 11, etwa 1895.

2. v. l.: Diedrich Meyer, 3. v. l.: Heinrich Meyer

Die Mühle wurde von Geils am 1. Oktober 1875 angetreten und wir zogen nun nach der Kedenburgschen Stelle, wo wir uns nun ganz der Landwirtschaft betätigten. Das Land, was außer Pacht war, nahmen wir selbst in Betrieb, aber nun fehlten die Pferde, Rindvieh, Schweine, Dünger, Saatkorn, man kann fast sagen alles, auch die Mittel zur Anschaffung, um den Betrieb in Gang zu bringen. Das Land war lange verpachtet gewesen, war förmlich ausgesogen. Kunstdünger gab es damals noch nicht und wurde derselbe erst Ende der 1880er Jahre eingeführt. Um das Land mit Dünger zu versorgen, fehlte es erst auch an dem nötigen Viehstand. Da das Land alles aus der Pacht übernommen wurde, war es auch ganz verquekt und verkommen. Erstens musste man nun dafür sorgen, dass das Land gereinigt wurde, welches aber viel Arbeit und Mühe kostete. Und da nun kein Stalldünger zur Verfügung stand, musste man mager säen. Die Erträge waren aber auch dann sehr minimal. Dazu kam, dass die Ländereien sehr uneben in schlechtem Zustande waren. Das Wasser blieb in den Niederungen stehen und hatte keinen Abfluss, so dass die Erträge sehr gering waren. Das Land auf der langen Marsch, im Aller, hinter Gestefeld, in der Worth haben wir geebnet. Diese Verbesserungen haben mir später viel eingebracht, aber auch viel Arbeit gekostet, da wir es mit unserer eigenen Kraft fertig gemacht, denn für Geld herstellen zu lassen, dafür fehlten mir die Mittel. So habe ich in meinen jungen Jahren hart arbeiten müs-

sen, ehe ich auf einen grünen Zweig kam. Durch Fleiß und Sparsamkeit, aber auch durch wohldurchdachte Einrichtungen bei den landwirtschaftlichen Arbeiten ist es mir gelungen, mich empor zu arbeiten. Ich hatte es mir zur Aufgabe gestellt, stets die landwirtschaftlichen Arbeiten zuerst in Angriff zu nehmen, die was einbrachten. Dies möchte ich auch jedem Landwirt, der vorwärts will, empfehlen. Außerdem ist der Bauer von Wind und Wetter abhängig, darum, wenn das Land anbaufähig oder das Heu oder Korn auf dem Felde trocken ist, dann heißt es, keine Zeit versäumen. Auch habe ich dann nie gespart, wenn ich Hilfskräfte nötig hatte. In den ersten Jahren bei Uebernahme der Hofesstelle, kaufte ich oftmals auf Borg, vielfach auf Auktionen, wo die Zahlung $\frac{1}{4}$ oder sogar $\frac{1}{2}$ Jahr hinausgestellt war und dachte, bis dahin hast du ja wohl Geld. Und wenn dann die Zahlungsfrist abgelaufen war, war es mit dem Geld viel schlechter bestellt wie vorher. Da fasste ich den Beschluss, nichts zu kaufen, wenn du es nicht baar bezahlen kannst, welches ich auch später immer gehalten und dabei habe ich gesehen:

Der Mensch kann viel gebrauchen, aber auch vieles entbehren. Wenn sich viele Leute dieses zur Richtschnur nehmen, würde es mit ihnen vielleicht ganz anders stehen. Später führte ich eine geregelte Buchführung, welche mir von großem Nutzen war. Machte Voranschläge, was ich in dem nächsten Vierteljahr in meiner Wirtschaft für Einnahme und Ausgabe hatte, und so hatte ich stets ein klares Bild über meine Vermögenslage. Mancher Bauer, der heute noch immer sagt, dazu habe ich keine Zeit, mein Portmanaie ist meine Buchführung, sind leere faule Ausreden. Ich behaupte, dass ein jeder Bauer, wenn er des Abends seine Pfeife gestopft, in 5 Minuten die Eintragungen, die er am Tage gehabt, das heißt Einnahmen und Ausgaben in seinen landwirtschaftlichen Taschenkalender ausführen kann. Dieses muss aber täglich geschehen und dann später bei genügender Zeit in ein Hauptbuch übertragen werden. Auch dass er es nicht kann, kann ich nicht beipflichten, denn heute wird in den Schulen viel mehr gelehrt wie in meinen Schuljahren. Mein Lehrer hatte selbst nur $\frac{1}{2}$ Jahr eine höhere Schule besucht.

Verkauf der Gebäude der Hofesstelle Nr. 33

Weil ich damals 16 Gebäude zu unterhalten hatte, verkaufte ich die Gebäude von der Halbmeierstelle Nr. 33 nebst dem etwa 5 Himtsaat²⁶ grossen Garten an den Kötner Diedrich Höltje hierselbst, welcher aber die Hofesstelle später wieder verkaufte an den jetzigen Inhaber Hermann Fischer hierselbst. Die Gebäude waren sämtlich mit Stroh gedeckt, 5 an der Zahl und kosteten viel Reparaturen. Die Pacht betrug damals 100 M. Weil ich mit der Pacht für Reparaturkosten niemals auskam, beschloss ich die Gebäude zu verkaufen.

Von der Jagd

Als hier im Jahre 1874 das erste Schützenfest gefeiert wurde, wobei ich sah, dass ich auch schiessen konnte, überkam mich das Jagdfieber und pachtete mir nun mit eini-

²⁶ 1 Himtsaat \approx 1/3 Morgen \approx 833,33 qm

gen anderen Kollegen aus dem Orte die Stedorfer Jagd, welche vorher 18 Jahre im Besitze des Zigarrenfabrikanten Biermann aus Bremen war. Der Preis betrug in den 18 Jahren pro Jahr 22 Thaler. Vorher war dieselbe an den Hofbesitzer Diedrich Rippe Hs. Nr. 29 hierselbst verpachtet und zahlte derselbe jährlich eine Pistole = 5½ Thaler dafür. Dies war etwa 1850. Im Jahre 1874 pachtete ich die Jagd hier unter der Hand auf 6 Jahre zu 300 M pro Jahr, die folgenden Jahre zu 550 M, und dann wurde dieselbe an den Verdener Jagdverein verpachtet, wo ich dann als Mitglied eintrat. Da der Jagdverein auch die Jagd in Otersen gepachtet hatte, wurde ich auch Teilhaber an dieser Jagd. Dann pachtete ich die Jagd in Hassel, Kr. Hoya auf 6 Jahre zu 550 M.

Beschreibung über Hochwasser der Weser 1898

Infolge eingetretener Wolkenbrüche, welche oberhalb des Landes stattgefunden hatten, stieg hier die Weser so rapide und schnell, dass das Wasser Montag den 9. Mai 1898 abends mit den niedrigen Stellen des Sommerdeiches an der Hippelweide vollkommen egal stand. Am 10. Mai begannen die Notdeichungen am Sommerdeich. Alle arbeitsfähigen Männer der Gemeinden Stedorf, Dörverden und Gestefeld wurden dazu herangezogen, welches auch bereitwilligst geschah, um die besonders dies Jahr schönen Saaten in unserer Wesermarsch zu schützen – wenn auch an einigen Stellen das Land in der Marsch unbestellt war. Das Wasser war bei dieser Arbeit sehr ungünstig, fortwährend Sturm aus Westen mit starken Regenböen, auch kalt. Die Leute standen unten im Wasser und waren von oben durch den niederströmenden Regen stets durchnässt. Tag und Nacht wurde mit Ablösung gearbeitet und wurden Soden auf Soden gelegt, mehrere Fuder Stroh und von Sandsäcken wurden herbeigeschafft, doch das Wasser stieg immer weiter. Das Grundwasser binnendeichs erschwerte die Herbeischaffung des Materials. Die Herbeischaffung von Erde zur Aufhöhung des Sommerdeiches war kaum möglich. Die aufgelegten Soden wurden immer flotter und schwammiger, ja es schien, als wenn alle Arbeit vergeblich und das drohende Element doch den Sieg davon tragen sollte. Am 12. Mai abends acht Uhr fand bei Hermann Bolland seinen Kamp im Riederorte an der Hippelweide ein Durchbruch des Sommerdeiches statt. Mit fast übermenschlicher Anstrengung gelang es, da Wagenbretter, Stroh und Sandsäcke zur Hand waren, das Loch wieder zu verstopfen. In derselben Nacht 12 Uhr trat Stillstand des Wassers ein. Der Wind legte sich. Der Wasserpegel zu Dörverden zeigte den höchsten Stand mit 4 Meter 85 Centimeter. Der Sommerdeich hielt damals 15 Fuß Wasserstand, ist aber später erhöht worden.

Als der Krieg gegen Frankreich 1870/71 ausgebrochen war, bekamen wir im Juni, also mitten im Sommer, starkes Hochwasser. Da damals das Land in der Wesermarsch mit einigen Ausnahmen fast alles aus Ackerland bestand, so versuchte man durch Aufhöhung des Sommerdeiches unsere schönen Saaten zu schützen. Tag und Nacht wurde gearbeitet. So sah ich des Nachts Leute, die vor Ueberanstrengung müde geworden, direkt im Wasser lagen und schliefen. Aber alle Arbeit war vergeblich, denn nachmittags 3 Uhr brach der Sommerdeich an mehreren Stellen durch. Jeder lief, um sich gegen die eindringenden Wassermassen zu schützen, fort. Das Vieh ging noch in

der Weide. Die Notglocken vom Kirchturm zu Dörverden ertönten, damit jeder sein Vieh von den Weiden rette. Das Wasser stieg so hoch, dass es bis oben an den Winterdeich stand. Alles Korn und Gras war verloren. Das Hachelwerk, welches nicht fortgeschwemmt, wurde an den Winterdeich getrieben, aber wem gehörte es? Alles was nicht mit einem eingehauenen Namen bezeichnet war, behauptete fast jeder, und so entstand hier noch der größte Streit unter den Leuten. Das Gras, welches mähbar war, ließ man nach Ablauf des Wassers wieder durchwachsen, war aber vom Weserschlick so beschmutzt, dass man das Heu vor dem Füttern mit der Dreschflegel dreschen musste, damit der Staub herauskam. Das Jungvieh wurde im Herbst vielfach verkauft, weil kein Futter vorhanden war, es war aber sehr billig. Ich verkaufte 6 Rinder, das Stück zu 28 Thaler.

Hochwasser im Jahre 1876

Das schlimmste Hochwasser was ich erlebt, war im Jahre 1876, woran ich stark beteiligt war, weil ich Deichgeschworener war. Der Wasserpegel in Dörverden zeigte den höchsten Stand mit 20 Fuß an, wenn wir auch einige Jahre später bei Eisstopfungen einen höheren Wasserstand von 21½ Fuß hatten. Es war aber gänzlich Windstille und der Deich lief an mehreren Stellen über, was demselben aber nichts schadete. Aber in diesem betreffenden Jahr stand das Wasser 14 Tage oben am Deich. Der Sturmwind tobte die ganze Zeit aus West und Nordwest und erschwerte die Arbeit, das Vorpfehlen von Busch, ganz enorm. Wie die Rasennarbe von dem hohen Wellenschlag weggespült war, gingen die Abstürzungen an der Außenseite los. Wenn nun auch sofort Busch in die eingerissenen Löcher vorgepfählt wurde, so hielten dieselben dem tobenden Wellenschlag keinen Stand und rissen sofort wieder los. Des Nachts war die Arbeit am Deiche sehr schwer, denn es war die ganze Zeit des Nachts furchtbar dunkel, und mit Laternen ließ sich wegen des starken Sturms nicht viel anfangen. Des Nachts bekam ich 25 Mann Deichwache, jeder hatte ein Bund Stroh und 2 Pfähle mitzubringen. Das Lager der Wache war bei dem Kötner Niebuhr²⁷ am Deiche und später bei Gastwirt Anton Meyer. Das Stroh wurde in der Stube ausgebreitet und diejenigen, die keine Wache hatten, legten sich darauf und schliefen. 2 Mann mussten stets von Stedorf nach dem Riedaer Stein auf dem Deiche entlang und von dort eine Marke holen, um zu zeigen, dass dieselben auch die Strecke passiert hatten und mussten dann über die Gefahr des Deiches Bericht erstatten. Sobald die beiden zurück waren, gingen 2 andere wieder los. Wenn Löcher eingerissen waren, ging ich mit der ganzen Wache hin und verstopfte dieselben.

Der Sturmwind, welcher meist aus Nordwesten kam, gab in den ganzen 14 Tagen nicht nach, und trieb das Wasser in der Marsch ein paar Fuß höher, wie der gewöhnliche Stand war. Die Gefahr wurde immer größer, die Gemeinde Gestefeld brachte ihr Vieh nach Stedorf, damit sie jederzeit flüchten konnten. In der letzten Nacht kam ein Mitgeschworener, Ludwig True, welcher die Wache hatte, morgens 3 Uhr hinter mein Fenster und sagte, ich möchte doch sofort kommen, er wüsste nicht mehr, was er an-

²⁷ Stedorf Nr. 43 (heute Große Straße 115)

fangen solle, der Deichbruch könnte jederzeit erfolgen. Ich ging nun sofort zum Gemeindevorsteher und befahl ihm, sofort bekannt zu machen, dass sofort alle arbeitsfähigen Männer sowie alle Gespanne sich sofort nach dem Stedorfer Holze begeben, um dort einen Fuhrenkamp mit 20 bis 25 jährigem Bestande niederzuhauen und nach dem Deich zu schaffen. Obgleich wir sonst die besten Freunde waren, gerieten wir an diesem Morgen hart aneinander. Der Vorsteher weigerte sich, diese Bekanntmachung zu erlassen, machte allerhand Einwendungen über Bezahlung des Fuhrenkamps usw., worauf ich mich aber nicht einließ und meinen Befehl wiederholte. Ich las ihm nun den § 55 der Hoyaischen Deichordnung vom Jahre 1864 vor, worauf er erklärte, wenn ich ihm befahlte, dann müsste er. Ich hielt als Deichgeschworener es für meine Pflicht, mit aller Aufopferung den Deichbruch zu verhüten, weil sonst bei dem furchtbaren Sturmwind in den unterliegenden Ortschaften Gestefeld, Stedebergen, Döhlbergen usw. viele Häuser umgetrieben und viel Vieh ertrunken wäre. Eine gleiche Bekanntmachung geschah nun auch in Dörverden und Gestefeld, auch Stedebergen wurde zur Nothilfe herangezogen. Die Hälfte der Leute, vorzüglich die älteren wurden nach dem Fuhrenkampe im Stedorfer Holze geschickt, die andere Hälfte, die jüngeren, nach dem Deiche beordert. Die Not war aber nun auch am größten. Unsere Deichkappe hat oben eine Breite von 16 Fuß, war aber an manchen Stellen bis auf drei Fuß Breite fortgeschwemmt. Am schlimmsten war es von Schümanns²⁸ Überfahrt bis an die Bucht von Gestefeld. Die Arbeit war an diesem Tage keine leichte, die Fuhrenbäume mussten auf den Deich geschleppt werden. Jeder, der sich oben auf dem Deich sehen ließ, bekam ein Spritzbad bis über den Kopf. Die Leute hatten den ganzen Tag keinen trockenen Faden am Leibe. Immer musste man zur Arbeit anfeuern. Wie alles nichts mehr half, griff ich zur Schnapsflasche, ließ Branntwein holen und fortwährend einschenken. Dieses half, die Leute hielten aus bis zum Abend. Fuhrwerke, welche die Chaussee nach Verden passierten, traten mit Anfragen an mich heran, ob man die Chaussee am Deiche noch sicher passieren könnte. Dieses konnte ich nicht behaupten, riet aber dem, der es wagte, sich mit einem Reserveanzug zu versehen. Die Wellen schlugen über den Deich hinweg, bis auf den Wagen. In den ganzen 14 Tagen des Hochwassers ließ sich kein Landrat, damals Geh. Oberregierungsrat Roscher, kein Baurat, damals Baurat Bertram, sehen und mussten wir Geschworenen stets auf eigene Faust handeln. Diesen Fuhrenbäumen konnte der hohe Wellenschlag nichts anhaben und am Abend konnte ich behaupten, der Deich ist gerettet.

Bei diesen furchtbaren Strapazen 14 Tage jeden Tag bis auf die Haut durchnässt, eine Nacht um die andere nur Schlaf, habe ich an meinem eigenen Leibe erfahren, was ein Mensch, wenn er jung ist, aushalten kann. Keinen Husten, keinen Schnupfen hatte ich mir dadurch zugezogen. Aber erfreulich war es für mich, dass die Arbeit nicht vergeblich gewesen und so vielleicht 100000 von Marken gerettet worden sind.

28 Korrekt wäre wohl: Schünemanns

Hochwasser im Jahre 1880/81

Deichbrüche bei Hingste den 11. März 1881

In diesem Jahr führten fast alle Ströme starkes Hochwasser und so stand das Wasser der Weser wieder oben am Winterdeiche wohl noch höher wie im Jahre 1876. Da wir aber Ostwind hatten, hatte es mit dem Deiche keine Gefahr. Auch wurden wir hier dadurch besonders entlastet, dass der erste Deichbruch bei Clüver in Hingste, der zweite gegenüber Barme und der dritte oberhalb des Kneuels eintrat, wodurch viel Wasser auf die linke Seite der Weser abgeführt wurde. Auch die Aller führte starkes Hochwasser, so dass die Gemeinde Stedorf dort noch zur Nothilfe herangezogen wurde. Der erste Deichbruch fand bei Barnstedt unterhalb der Flötenstelle, der zweite bei Ahnebergen statt. Die Chaussee von Stedebergen nach Verden wurde dadurch überschwemmt und in Hönisch trieb ein Haus um. Etwas Möbel und ein Webestell wurden fortgeschwemmt. Besonders stark wurde Ahnebergen dabei betroffen. Der Verkehr im Dorfe wurde mit Futterkrippen und Tubben bewerkstelligt. Burdorf von Gestefeld holte ein Schiff von Rieda auf dem Wagen herbei, setzte dasselbe beim Bahnwärter zu Gestefeld aufs Wasser. Und so fuhren Burdorf, Höltje, Blome mit seinem Johann und ich damit los nach Ahnebergen. Mittlerweile war aber der Sturmwind so stark, die Wellen gingen so hoch, dass wir uns seitwärts in die Büsche flüchten mussten, wo ruhiges Wasser war. Wir steuerten nun auf Borstel zu, um zu fragen, ob noch Lebensmittel vorhanden waren. Das Wasser stand auf der Diele und wollte in die Stube eindringen. In den Ställen war soviel Dünger eingebracht, dass das Vieh noch so eben trocken stand. Wir fuhren nun durch das Stedorfer Holz zurück und landeten glücklich bei dem Bahnwärter in Stedorf. Das ganze Gebiet von der Aller bis an die Landstrasse Dörverden nach Westen war unter Wasser gesetzt.

Die Weser hatte im Dezember 1880 einen sehr hohen Stand. In Hoya stand die ganze Kirchstraße unter Wasser, es drang in die Häuser, so dass die Oefen nicht geheizt werden konnten, die Kirche war mit Wasser gefüllt, es ging über die Sitzbänke hinweg. Am Christabend und am 1. Weihnachtstage wurde Gottesdienst im Gueninschen Saale gehalten. Der Wasserpegel zeigte 20 Fuß und fing der Strom am 1. Weihnachtstage an zu fallen. Am 11. März 1881, wie die Deichbrüche bei Hingste waren, erreichte die Weser eine Höhe zu Hoya auf 24 Fuß zu Dörverden auf 23 Fuß. Unser Winterdeich lief an vielen Stellen über, weil wir aber gelinden Ostwind hatten, war die Gefahr des Deiches nicht sehr groß. Infolge des vielen Hochwassers, welches fast alljährlich wiederkehrte, wodurch unser Deich fast immer beschädigt wurde, reichte ich ein Gesuch beim Vorsitzenden des Deichverbandes ein, damit unser Deich verstärkt würde. Dieses Gesuch wurde von der Deputiertenversammlung angenommen. Der Deich hatte an der Innenseite eine 1½ füssige und an der Außenseite eine 3 füssige Dossierung. Diese wurde auf der Außenseite auf 4½ Fuß gebracht, etwa von der Nr. 15 – Nr. 92. Da wir in den früheren Jahren fast jedes Jahr Hochwasser hatten, der Winterdeich aber nur bis an Lüders seinen Meierkamp vorbei reichte, so kam es oft vor, dass das Wasser sich bis in das Dorf ergoss, nahm dann seinen Weg auf der Landstrasse entlang nach der langen Marsch zu. Der Deich wurde hinter dem Dorf

verlängert bis an den Garten Wwe. Meyer Nr. 2 hierselbst.

Seit dem Jahre 1881 haben wir im Winter kein ordentliches Hochwasser wieder gehabt.

Uferbaulast an der Weser

Wenn im Herbst und auch im Winter die Weser einen so niedrigen Stand hatte, dass das Schlachten²⁹ ging, so mussten viele Bauern aus Stedorf, Dörverden und Gestefeld mit ihren Leuten fast vier Wochen an der Weser arbeiten, um ihre Schlagten im Stande zu halten. Der Busch musste meistens vom Bruche dorthin geschafft werden, was fast einer 2 stündigen Fahrt bedurfte. Es geschah fast immer im Spätherbst, wenn die Landarbeit beendet war und die Wege schlecht waren. Es wurden aber auch ganze Fuder Dornenbusch in die eingerissenen Löcher gekippt. Wenn nun nicht Erde genug zum Belasten der Schlagten da war, so wurde ein Schiff gemietet und wurde dann von den Klippen in der Weser Kies geholt. Die Schlagtlasten an der Weser waren sehr ungleichmäßig und ungerecht verteilt und daher kam es, dass mancher Bauer dabei zu Grunde ging. Der Ahlersche Vollmeierhof in Dörverden hatte soviel Schlagtlasten zu unterhalten, dass der Hof nicht imstande war, diese Last zu tragen, und so mussten viele Ländereien verkauft werden, um den Hof in seinem jetzigen Besitz zu erhalten. Die ungleichmäßige Verteilung der Schlagtlasten kam daher, dass vor der Verkoppelung der Wesermarsch ein jeder Schlagthaler ein Stück Land gehabt, welches an die Weser grenzte, später aber bei der Verkoppelung dieses Land an der Weser nicht behalten hat, sondern an anderer Stelle erhalten hat, die Schlagtlast, welche er vorher gehabt, [aber] behalten hat. Vor der Verkoppelung hat eigentlich keine Schifffahrt von Bedeutung stattgefunden. Das erste Dampfschiff, welches die Weser befahren hat, war etwa im Jahre 1830³⁰. In meinen Schuljahren befuhren die Weser 2 Dampfer, Wittekind und Roland. Daher kam es, dass in früheren Jahren keine Uferbaulast bestand. Wenn jemand Uferbruch bekam, stopfte er aus eigenem Interesse mal ein Bund Busch in die Löcher, um sein Grundstück zu schützen, aber ohne dazu verpflichtet zu sein, wenn er anderen keinen Schaden zufügte. Später, wie die Schifffahrt auf der Weser zunahm, hat die Wasserbauverwaltung es in die Hand genommen, hat Geschworene ernannt, alljährlich mit den Geschworenen Schauen abgehalten, allerlei Auflagen gemacht, über hohe Geldstrafen verfügt, wer den Anordnungen nicht nachkam. Damals ist nach Beendigung der Schau jedesmal ein Protokoll über die Schau und deren Anordnungen aufgenommen, welches die Geschworenen, wenn es Gültigkeit haben sollte, mit unterschreiben mussten. Wie mir nun ein alter Geschworener aus den 1840er Jahren mitteilte, haben dieselben sich oft geweigert, es in allen Punkten zu unterschreiben, und ist die Unterschrift dann später nicht mehr verlangt worden. Nachdem nun die Schifffahrt auf der Weser immer stärker wurde, wurde auch die Unterhaltung der Schlagten immer schlimmer. Da bei genügendem Wasserstand jetzt täglich 5 Dampfer die Weser passierten, welches die Schlagten stark mitnahm. Ich ha-

29 Unter Schlachten/Schlagden verstand man aus Pfählen und Sträuchern erstellte Uferbefestigungen als Schutz gegen Eisgang und Wellenschlag.

30 Das erste Dampfschiff befuhr 1819 die Weser.

be im Jahre 1875 zu einer Schlagte auf dem Lamente 100 Fuder Busch – auf jedem Fuder waren 100 Faschinen geladen³¹ – in die Weser gelegt. 100 Faschinen kosteten damals 15 M waren 1500 M. Für Pfähle und Streubusch 300 M. Für Schiffsmiete Arbeitslohn den ganzen Sommer mit 4 Mann Kies auf die Schlagten geschifft, welches 1200 M kostete, waren in Summa 3000 M. Zwei Jahre später habe ich nochmals 300 M für Arbeitslohn ausgegeben, indem ich Steinbrocken hinter die Schlagte in die Weser schütten ließ. Diese Last war für einen Hof von reichlich 100 Morgen Größe, auf die Dauer nicht auszuhalten. Dabei wurden die Auflagen der Wasserbauverwaltung immer strenger, die Verfügungen immer höher, und dies alles geschah doch nur, um den Weserstrom für den Staat, die Schifffahrt, ordentlich zu unterhalten. Denn, dass unsere Grundstücke geschützt werden sollten, dafür tat die Bauverwaltung nichts. Dieses hielt ich aber für ungerecht, dass die Schlagtinhaber den Strom für die Schifffahrt unterhalten sollten, welches doch eigentlich Sache des Staates ist. Und so hatte ich schon lange hin und her gesonnen, wie man sich dieser Last entledigen könnte. Als langjähriger Delegierter des Kreises Verden zur Befahrung der Weser, welche alle zwei Jahre stattfand, woran auch Vertreter des Ministeriums, der Oberpräsident der Provinz Hannover, alle beteiligten Regierungspräsidenten, Landräte und Bauräte teilnahmen, trat ich auf der Fahrt an den Oberpräsidenten Excellenz v. Benningsen heran, um zu bitten, ob es möglich wäre, dass die Provinz oder der Staat uns zu unserer schwer drückenden Schlaglast etwas beitragen könnte. Dieses wurde von ihm verneint, da weder die Provinz noch der Staat Mittel dafür zur Verfügung hätten. Nur zur Regulierung des Stromes für die Schifffahrt geben dieselben Mittel her. Weil mir dieses abgeschlagen wurde, lenkte ich das Gespräch auf einen anderen Gegenstand: Ob es möglich wäre, wenn ich mein Grundstück oder einen Streifen desselben mit der Uferbaulast verkaufte? Da ich behauptete, dass die Uferbaulast nicht auf dem Hofe ruhte, sondern auf das direkt anschließende Grundstück an der Weser. Auch dieses wurde verneint, konnte aber aus den Worten dieses Herrn und auch der anderen Beamten heraushören, dass dieses nicht zur Unmöglichkeit gehörte. Nun ließ ich durch den Gemeindevorsteher die Gemeinden Stedorf, Dörverden und Gestefeld zusammenrufen und teilte ihnen meinen Plan, wodurch wir uns von der schwer belastenden Schlagtunterhaltung entbinden wollten, mit. Zuerst bekam ich allerlei freudige Gesichter in der Versammlung zu sehen, alle waren begeistert dafür, diese drückende Last loszuwerden. Wie ich nun aber mit der Frage an sie herantrat, wer sich von ihnen an dem Verkauf des Streifen Landes an der Weser beteiligen wollte, um sich so der Schlaglast zu entziehen, trat starkes Misstrauen dagegen ein. Keiner wollte so recht dran glauben, dass solches durchginge. So blieb mir nichts anderes übrig, als allein in der Sache vorzugehen. Ich ging nun zum Katasteramte, ließ den Streifen Landes zwischen dem Weserstrom und des Schiffslinienzuges, worauf Weidenbusch stand, ausmessen und zur Karte bringen. Dieses Stück Land war bisher eigentlich herrenlos gewesen. Es war auf keinem Namen im Grundbuche eingetragen und steuerfrei gewesen. Nur hatten es die betreffenden Schlagthalter zur Entnahme der Erde, sowie den darauf wachsenden Weidenbusch stets für sich benutzt. Auch waren von der Behörde,

31 Korrekt wäre wohl: 10 Fuder á 10 Faschinen

wenn der Busch zu groß und dem Schiffslinienzug, welcher damals noch mit Pferden betrieben wurde, hinderlich war, nicht den dahinterliegenden Grundbesitzer, sondern stets den Schlagthaler aufgefordert, denselben zu kappen und daher nahm ich an, dass dieser Streifen Land Eigentum des Schlaghalters war. Ich wendete mich nun mit der Katasterkarte an das Grundbuchamt in Verden und beantragte, dass dasselbe auf meinen Namen in das Grundbuch eingetragen würde, und wenn sich kein Widerspruch fand, es dann auf meinen Namen eingetragen werden konnte. Widerspruch wurde nicht erhoben. Nun stand ich vor der Frage, woher einen Käufer? Ich hatte es mir schon überlegt: Der Käufer musste alt – und voraussichtlich nicht mehr lange leben – auch gänzlich vermögenslos sein, weil die Übernahme der Last viel größer als der Wert des Grundstückes war. Einige Tage später begegnete mir unser Nachtwächter und Gemeindediener Pagels, welcher schon alt und vermögenslos war, und ich stellte den zur Rede, ob er nicht Lust hätte, sich Grundstücke zu erwerben, ohne dass er etwas dafür bezahle. Da aber eine erhebliche Schlaglast auf diesen Grundstücken ruhe, würde ich ihm auch noch einen erheblichen Betrag zuzahlen. Darauf erwiderte er, er wolle es sich überlegen. Am folgenden Tage kam er schon wieder zu mir und sagte, er hätte es sich überlegt und wolle es. Nun machte ich ihn aber auch auf die Folgen aufmerksam, ich wolle ihn dazu durchaus nicht überreden, denn die Last, die auf diesen Grundstücken ruhe, könne er nicht tragen, und so müsse er sich gewärtigen, dass er auch eingelocht würde. Er erwiderte darauf, darauf würde er es ankommen lassen. Nun stellte ich die Frage, welchen Betrag ich zubezahlen müsste, es waren vier Koppelschlagten. Von mir wollte er gar nichts haben, denn wenn ich voran ginge, würden alle anderen nachfolgen. Hierauf ging ich nicht ein, und zahlte nachher denselben Betrag, den er sich von den anderen geben ließ. Nun fuhr ich mit Pagels zum Grundbuchamt, ließ die betreffenden Grundstücke auf ein besonderes Grundbuchblatt eintragen und ließ sie dann auf ein für Pagels angelegtes Grundbuchblatt wieder auf. Damit war ich nun von meiner so drückenden Schlaglast entbunden. Bekam auch später nie wieder Aufforderung von der Wasserbaubehörde zum Schlagten, sondern sie ergingen an Pagels.

Wie nun die anderen Schlagtinhaber sahen, dass der Verkauf doch durchging, kamen sie mir bald nach und verkauften ihren Grundbesitz an der Weser mit der Last auch an Pagels, unterließen aber die Eintragung ins Grundbuch, sondern nur durch einen Kaufkontrakt. Dieses wollte die Wasserbaubehörde nicht anerkennen, erließ die Aufforderung zum Schlagten nicht an Pagels sondern an die alten Eigentümer. Wovon 9 Besitzer aus Stedorf und Dörverden mit hohen Geldstrafen belegt wurden. Nun traten die Gemeinden zusammen, um dagegen zu protestieren. Ich machte den Vorschlag, dass sämtliche drei Gemeinden die Kosten tragen sollten, dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen. Der Justizrat Friedrichs in Verden wurde mit dem Prozeß beauftragt, welcher denselben bis zur höchsten Instanz, dem Oberverwaltungsgericht durchführte. Der Prozess wurde von ihm gewonnen, indem derselbe entschied, dass auch der Verkauf durch Kaufvertrag Gültigkeit hätte. Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts vom 12 Februar 1898.

Bevor nun Pagels mit den beteiligten Interessenten wegen Zuzahlung des Erwerbes abschloss, fragte er mich, was er für jede Schlagtenkoppel haben müsste. Nach seinem Aeusseren Wesen zu urteilen dachte ich, dass derselbe einen ganzen unverschämten Betrag fordern würde. Ich schlug ihm einen ganz geringen Betrag von 50 M für jede Schlagtenkoppel vor, obgleich ich ihm gern den doppelten Betrag und vielmehr gezahlt hätte. Hierauf erwiderte er: Mensch das ist ja viel zu viel, ich will es für 10 M tun. Es waren von Barme bis zur Riedaer Grenze 285 Schlachtenkoppeln vorhanden, welche er mit einigen Ausnahmen (Lohof) fast alle erwarb. Aber auch weit über den Kreis Verden hinaus hat er sich viele Grundstücke erworben. Er besaß ein Grundstück mit schönstem Boden von 5-6 Kilometer Länge, wie es kaum ein Rittergutsbesitzer sich zu erfreuen hat. Da die Erben nach seinem Tode die Erbschaft auf dieses Grundstück ablehnten, nahm es die Wasserbauverwaltung in Besitz. Witzbolde gaben Pagels dann den schönen Beinamen „Schlagtenkönig“. Von dem Einlochen ist er gut weggekommen, oftmals war er nahe davor. Aber vielleicht niemals in seinem Leben hat er ein so sorgenfreies Leben geführt, wie in den letzten paar Jahren seines Lebens. Pagels starb am 6. Juni 1900 im Alter von 77 Jahren.

Ueber Ehrenämter

Als ich nun in etwas reiferen Jahren kam, wurde ich zu allerlei Ehrenämtern berufen, welche ich fast alle lange innegehabt habe und lasse die nachstehenden Jahre hier folgen:

24 Jahre Deich- und Schlagtgeschworener

24 Jahre Waisenrat der Gemeinde Stedorf

21 Jahre Schiedsmann der Gemeinde Stedorf

24 Jahre Beeidigter Taxator für die Amtssparkasse bei Beleihungen von Grundstücken

24 Jahre Beeidigter Taxator bei Auseinandersetzungsverfahren, Vormundtschaftssachen usw.

20 Jahre Deichdeputierter für den Allerverband

20 Jahre Mitglied der Einkommensteuerberufungs-Commission für den Regierungsbezirk Stade

14 Jahre Mitglied des Kreis Ausschusses

12 Jahre Mitglied des Kreistages

14 Jahre Mitglied des Kirchenvorstandes welches Amt ich auch heute noch bekleide (1911)

14 Jahre Mitglied des Schulvorstandes

5 Jahre Mitglied des Schiedsgerichts für Arbeitgeber, bis dasselbe nach Stade verlegt wurde (Alters und Invalidensachen)

21 Jahre Berichterstatter des statistischen Landesamts Berlin über Saatenstand u. Erntebericht

18 Jahre Vorstandsmitglied des landwirtschaftlichen Vereins

18 Jahre Preisrichter bei Tierschauen über Rindvieh 1. Klasse

15 Jahre Ausschussmitglied der Ergänzungssteuer
18 Jahre Mitglied des Gemeindeausschusses Stedorf

Vorstandsmitglied der Stedorfer Bewässerungsgenossenschaft. Ausserdem wurde ich von der Königl. General-Kommission für die Provinzen Hannover u. Schleswig-Holstein zum Kreisschätzer zur Bonitierung von Grundstücken in Verkoppelungsverfahren ernannt von 1906 an. Als Delegierter für den Kreis Verden für landw. Unfallsachen zur Provinzialversammlung nach Hannover berufen, 9 Jahre.

Manches Opfer an Zeit und Geld habe ich durch die vielen Ehrenämter dem Kreis und der Gemeinde gebracht, da ich den landwirtschaftlichen Arbeiten fast ganz entzogen wurde, aber auch manche Erfahrungen und Kenntnisse habe ich dabei gesammelt.

Amtsparkassensachen bezw. Unterschlagung des Sparkassen-Direktors Voss

Die Amtsparkasse für den Kreis Verden (ohne Stadt) wurde am 15. November 1872 gegründet. Vorstandsmitglieder waren: Hof- und Mühlenbesitzer Stattlander in Wulmstorf; Hofbesitzer Mahnke in Barnstedt; Bürger Stumpf in Langwedel; und Wiesenbauer Müller in Weitzmühlen. Als Sparkassen-Direktor wurde der Steuereinnnehmer Voss, als Kassierer Bormann und als Schreiber jetziger Kassierer Kahle gewählt. Voss hat es verstanden, die Kasse in kurzer Zeit in die Höhe zu bringen. Er stammte aus Hannover. Als Steuereinnnehmer wurde er mit fast allen Leuten des Kreises vorzüglich mit den Vorstehern sehr bekannt, welche ihm auch das größte Vertrauen entgegenbrachten. Weil er einen soliden Lebenswandel führte, dachte niemand daran, dass er dies Vertrauen später so schändlich mißbrauchen würde. In den 1870er Jahren hatte Voß in der Stadt Hannover, freilich mit den Sparkassengeldern viele Häuser und Bauplätze angekauft, wobei er viel Geld verdient haben soll. Nun trat aber in den 1880er Jahren der Rückschlag ein. Alles ging wieder verloren und nun versuchte er es mit dem Ankauf von Gütern. Kaufte auch das grosse Gut Löhrstorf in Holstein, welches später vom Sparkassenverband wiedererworben wurde, worüber ich noch berichten werde. Wie es möglich war, dass Voss der Sparkasse seit Jahren Millionen unterschlagen konnte, ohne dass der Vorstand bei den monatlichen Revisionen etwas finden konnte, bleibt für den Uneingeweihten ein Rätsel. Aber soviel möchte ich sagen, dass es für einen schlichten Bauer unmöglich war. Selbst der Landrat, Herr Geh. Oberregierungsrat Roscher erklärte an seinem Jubiläumstage öffentlich, dass seine Kenntnisse und Befähigungen nicht ausgereicht hätten, die Unterschlagung zu entdecken.

Wie nun allmählich bekannt wurde, dass Voß in einem Jahr für 60.000,- M Oelgemälde gekauft, auch das Gut Löhrstorf für 1.800.000,- M erworben, welches derselbe anfangs leugnete, wurde scharf revidiert, ohne etwas zu finden. Bald darauf brach der v. Scheitersche Conkurs aus, wobei nun Herr Geh. Regierungsrat Roscher die erste Unterschlagung feststellte und Voß direkt auf den Kopf zusagte, welches er auch ge-

stand, aber bat, dass er ihn freiließe, er könne das Geld von Löhrestorf sofort holen. Dies geschah, telegrafierte aber sofort an die Regierung in Stade. Diese sandte nun aber gleich einen Geheimpolizisten nach, welcher ihn bewachte. Wie er nun zurück auf dem Bahnhof in Verden ankam, wurde er dort verhaftet und ins Gefängnis geführt. Bei den späteren Verhandlungen vor Gericht wurde ärztlicherseits festgestellt, dass Voß an Grössenwahnsinn litt, könnte deshalb nicht verurteilt werden und wurde nun nach der Irrenanstalt in Hildesheim überführt, wo er dann später entsprang. Dieses war aber nicht leicht, denn Voß hatte es so raffiniert und schlau angefangen, dass es kaum möglich war, solches zu entdecken. Wann er eigentlich mit der Unterschlagung angefangen, ist nicht genau anzugeben, aber jedenfalls schon ein paar Jahr nach der Gründung der Sparkasse 1874 oder 1875. Dass Voß diese große Unterschlagung von fast 2 Millionen Mark ausführen konnte, war nach meinem Ermessen auch vielfach Schuld der früheren Amtsversammlung, welche mit ihren 54 Vorstehern die Bestellung des Geldschrankes bei Bode und True in Hannover dem Sparkassendirektor Voß übertrug. Dieser hatte nun wohl sofort die Absicht, den Sparkassenverband zu betrügen, indem er Duplikatschlüssel für sich anfertigen ließ. Zu dem Geldschrank, wo die Wertpapiere aufbewahrt wurden, welcher von mir im Jahre 1910 für 360 M erworben wurde, hatte ein jedes Vorstandsmitglied einen Schlüssel. Ohne dass die drei Schlüssel zusammen waren, konnte keiner an die Wertpapiere herankommen. Niemand ahnte, dass Voß mit seinen Duplikatschlüsseln ganz allein darüber verfügen konnte. Aber dies war noch nicht das Schlimmste. Einige Jahre nach der Gründung wurde Voß von der Amtsversammlung unbeschränkte Vollmacht erteilt. Er konnte Wertpapiere verkaufen, Hypotheken cedieren, vollgültige Quittungen ausstellen usw. Dieses war ihm für seine großen Betrügereien von großem Nutzen.

Deficit der Amtssparkasse Verden

Schlussabrechnung der grossen Voßschen Unterschlagungen.

Die Aufwendungen, welche zur Tilgung erforderlich waren, mögen aus folgenden Angaben ersehen werden. Die Voßschen Unterschlagungen, welche Ende 1884 entdeckt wurden, betrugen am 31.

Dezember 1884 einschl. Zinsen	M 2.793.754,96
Ausserdem waren zu tilgen die Zinsen für diese Summe vom 1. Jan 85 bis 31. Dezember 1903, aufgelaufen mit	<u>M 1.057.378,91</u> M 3.851.134,87

Zur Tilgung dieses Betrages dienten folgende Summen:

1. Allernädigste Gnadenhilfe Sr. Majestät des Kaisers	M 80.000,--
2. Erstattung aus der Voßschen und v. Scheiterschen Concursumasse	M 354.509,39
3. Ueberschuss aus dem Verkaufe des seinerzeit von Voß übernommenen Gutes Löhrestorf	M 379.613,87
4. Die vom garantispflichtigen Landbezirk des Kreises Verden von 1887 bis 1909 aufgebrauchten Steuer (Voßsteuer)	M 871.124,31

5. Der Reingewinn der Amtssparkasse	
1884 bis 1909	M 1.162.764,19
6. Sonstige Einnahmen	<u>M 3.123,11</u>
Summa wie oben	M 3.851.134,87

Zur Deckung des Deficits sind von den Garanten an Abgaben erhoben

1885 und 1886	nichts
1887	100% der Staatssteuer
1888/9	75% der Staatssteuer
1890/96	70% der Staatssteuer
1897	50% der Staatssteuer
1898	45% der Staatssteuer
1899	40% der Staatssteuer
1900	35% der Staatssteuer
1901	30% der Staatssteuer

Von 1902 an sind nur die Ueberschüsse der Sparkasse zur Tilgung verwandt. Von dem Reingewinn des Jahres 1909 ist der Restbetrag des Deficits in Höhe von 14.600 M gedeckt und der dann noch verbleibende Reingewinn von 68.000,-M zur Bildung des satzungsmässig vorgeschriebenen Reservefonds verwandt. Somit ist nach 22 jähriger Arbeit gelungen, die grossen Unterschlagungen zu beseitigen und an der Bildung eines Reservefonds heranzutreten. Während dieser Zeit sind die Einlagen von 9 Millionen Mark auf 19 Millionen gestiegen.

Bestandteile des Gutes Löhrstorf

- a) Grundbesitz
 - ...
 - b) Gebäude und Inventar
 - ...
 - c) Eigentumsbeschränkungen und Hypotheken
 - ...
 - d) Zubehör des Gutes
 - ...
 - e) Die Verwaltung des Gutes Löhrstorf
 - ...
 - f) ...
 - g) Allgemeines
 - ...
- Aufgestellt den 27. Februar 1888

Das Gut ist von der Sparkasse angekauft zu 1.600.000,-M
 Sparkassendirektor Voß hatte es gekauft zu 1.770.000,-M
 voriger Besitzer war Schwerdtfeger.

Die Sparkasse hat es wieder verkauft an die Landesbank in Berlin am 14. Februar 1903 zu 1.850.000,-M.

Dann noch das Holz, welches 3 Meilen entfernt an den Großherzog von Oldenburg zu 270.000,-M
 Für eingezogenes Ablösungskapital 50.000,-M
 Ueber 4% Verzinsung des von der Sparkasse angelegten Kapitals 60.000,-M

Als 1885 die neue Kreisordnung hier eingeführt und ich als Kreistagsabgeordneter und als Kreis Ausschussmitglied gewählt worden war, traten allerlei Arbeiten an mich

heran. Es wurden neue Statuten über die Sparkasse gemacht, wodurch dem Kreisausschuss die Aufsicht, Prüfung und Revision zugeteilt wurde.

Der Kreisausschuss wählte nun einen engeren Ausschuss aus seiner Mitte, welcher die Prüfungen vornehmen sollte, bestehend aus Gödeke, Luttum, und meiner Wenigkeit. Unsere Hauptaufgabe war, das Vorhandensein der Hypotheken nach den Büchern und deren Sicherheit zu prüfen und zwar alljährlich. Diese Prüfung wurde aber sehr erschwert dadurch, dass es damals noch keine Hypothekenbriefe gab. Die alten Hypotheken bestanden noch meist in Gold, mussten in Courant umgerechnet werden, waren vielfach cediert. Wegen der Sicherheit wusste man nicht, an welcher Stelle sie standen. Bei jedem Hypothekenkonto wurde nun eine Aufstellung gemacht, wie weit die Sicherheit reiche. So haben wir in den ersten Jahren vier Wochen auf der Sparkasse gesessen, um mit der Arbeit fertig zu werden. Alljährlich wurde eine außerordentliche unerwartete Revision durch den Königl. Landrat vorgenommen, welche sehr vorsichtig ausgeführt wurde, indem er mich und Gödeke 2 Stunden vorher nach seiner Wohnung telegrafisch berief. Auch fand noch jedes Jahr eine außerordentliche unerwartete Revision unter Zuziehung des vereidigten Bücherrevisors Wagner aus Bremen statt, wobei aber stets die Uebereinstimmung mit den Büchern gefunden wurde.

Stedorf im Jahre 1873



